Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 24 (1968)
Heft: 6

Rubrik: Wort und Antwort

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

loses Wort; bevor man es ihm erklärt hat, kann er nichts damit anfangen. *Strom-Mündung* dagegen ist mehr als ein Aufklebschildchen; es ist eine Erklärung der Sache. Die beiden Wörter *Strom* und *Mündung* schlagen unsere Vorstellung in Bann und erwecken in uns ein Bild. Nicht anders ist es bei *Gehirn-Rinde* und *Tier-Kreis*. Vor all den Völkern, die sich die Mühe der Wort-Umprägung ersparten, haben wir einen Vorsprung. Was sagt dem Franzosen *pneumonie?* Nichts. Aber *Lungenentzündung* versteht schon ein Kind. Was sagt *hippopotame?* Nichts. Aber *Flußpferd* gibt eine Vorstellung. Was hört der Franzose aus *émétique?* Nichts. Aber *Brechmittel* sagt etwas. Die Forderung, fremde Wörter zu verdeutschen, wird nicht einer sagenhaften „Reinheit" zuliebe erhoben. Die Verdeutschung erhöht die Gegenständlichkeit unserer Sprache, sie verstärkt ihre Aussagekraft; sie macht unser Reden anschaulicher und verständlicher, und dies kommt allen zugute, jung und alt, gelehrt und ungelehrt. Für die Umprägung fremder Wörter (Lehn-Übersetzung) ist unsere Sprache sehr geeignet; denn sie bildet leicht Zusammensetzungen: *Luftbrücke, Schützenkönig, Hubschrauber, Fragebogen, Stimmenthaltung, Rostbratwurst, Haftpflichtversicherung* ... Laßt uns nicht müde werden, eigene Wörter zu prägen! Keck und munter wollen wir *über*setzen und *zusammen*setzen, damit der Vorsprung gewahrt bleibe.

Paul Stichel

Knacknüsse

Was stimmt nicht? Wenn Sie es herausgefunden haben, vergleichen Sie Ihre Lösungen mit denen auf Seite 190.

1. Bubenwünsche mit dem Budget übereinbringen, ermöglicht mir *Leutwyler!* Diesen Herbst sind sie gut angezogen mit ...

2. Der Herzinfarkt ist eine Geisel des modernen Menschen geworden. Unzählige Menschen, vor allem Männer, werden nicht selten in den besten Jahren von einem Herzinfarkt betroffen.

3. Heute als Gymnasiast gilt meine Aufmerksamkeit mehr den Fragen der Weltanschauung.

Wort und Antwort

Anrede im Brief

Der Anfang im „Brief an einen Polterer" („Sprachspiegel" 3, Seite 86) mit einem Beistrich nach der Anrede zeigt die Zwiespältigkeit dieser Zeichensetzung deutlich. Wir sehen hier recht gut, daß der Beistrich einengend wirkt. Der erste Satz kann nicht mehr frei gestaltet werden; denn „..., daß ..." bezieht sich unbedingt auf das Vorangehende. Es müßte also heißen: „Sie wissen, sehr geehrter Herr, daß ..." oder „Sehr geehrter Herr, Sie wissen, daß ...". Der Beistrich nach der Anrede verlangt doch immer deren Einbau mindestens in den ersten Satz, während das Ausrufezeichen für den Briefanfang und die Briefgestaltung volle Freiheit gewährt.

W. Rüedi

Lebensgefahr, Todesgefahr (zu Heft 5, Seiten 136/137)

Mit Genuß und Gewinn las ich im letzten „Sprachspiegel" den ersten Teil des Vortrages „Wort und Verantwortung". Das Begriffspaar *Lebensgefahr/Todesgefahr* gab mir schon früher zu denken. Ich sehe den Unterschied so: Beiden Begriffen liegt die gleiche sachliche Situation zugrunde. Diese wird aber auf zweierlei Arten empfunden. Lebensgefahr: Gefahr, das Leben zu verlieren; Todesgefahr: Gefahr, den Tod erleiden zu müssen. Ich denke, daß diese beiden Dinge gefühlsmäßig nicht das gleiche bedeuten. Der Gefährdete sieht im ersten Fall vor allem den Verlust seines Lebens; im zweiten Fall fürchtet er vor allem den Tod, das heißt das Sterben oder „das, was nachher kommt". Man kann nicht am Leben hangen und zugleich sehr den Tod fürchten. Man kann das Leben sehr lieben und getrost dem Tod ins Auge blicken. Je nachdem, was für den Betroffenen (oder den Schilderer der Situation) größeres Gewicht hat — das Leben verlieren oder den Tod erleiden —, wird man von Lebens- oder von Todesgefahr sprechen. — Was meint der „Sprachspiegel" dazu? *Therese Bach-Blocher*

Mir leuchtet diese Deutung ein; sie ergänzt sehr schön die Beobachtung von Herrn Dr. Sommer, daß die beiden Ausdrücke verschiedenen Stilschichten unserer Sprache zugehören: *Lebensgefahr* ist das Alltagswort, *Todesgefahr* das seltenere, gewähltere und deshalb eindrücklichere — doch wohl deshalb, weil der Alltagsmensch am Leben als dem Gegebenen hängt und den Tod nur in Ausnahmefällen in seine Vorstellungswelt dringen läßt. *km*

Namen auf Wegweisern und Ortstafeln
(Siehe Prof. Boesch im „Sprachspiegel" 4, Seite 112)

Hoffentlich irrt sich Prof. Boesch mit seiner Feststellung „... daß kaum jemand daran Anstoß nimmt ...". Ich beispielsweise ärgere mich jedesmal, wenn ich durch Basel fahre, nicht nur über das „France", sondern auch über das „Delémont". Längst bin ich überzeugt, daß es wegen dieser Aufschriften — *City* ist auch so eine — noch viele Verärgerte gibt. Allerdings muß ich gestehen, daß ich meines Ärgers wegen noch nie geschrieben oder angeläutet habe. An welche Stelle hätte ich schon gelangen können? Die für die Aufschriften Verantwortlichen sind meistens bis in die Ämter hinauf unbekannt. Dieses Eingeständnis der Ohnmacht gibt ebenfalls Anlaß zu der Hoffnung, es seien nicht wenige, die Anstoß nehmen. Zusammenfassend: Viele ärgern sich; ganz wenige jedoch können ihrem Ärger Luft machen durch Anläuten oder Schreiben.

Prof. Boeschs Vermutung, daß solche Aufschriften (*France*) als Beitrag zur Förderung des Fremdenverkehrs gewertet werden, stimmt nur bedingt; denn die Welschen und die Tessiner schätzen den Fremdenverkehr wie wir und handeln doch in diesem Stück viel sprachbewußter.

Was die Aufschriften anbelangt, wird das Verhalten der Zuständigen von einer Einstellung her geleitet, die nicht leicht zu zerlegen ist.

Das Wirken der Maßgebenden, dieses Unfaßbare, das sich an Beschlüsse, Ausführungsbestimmungen, Verordnungen, Weisungen klammert, zu fassen, ist ein tollkühnes Unterfangen. Dennoch will ich es in den folgenden Ausführungen „mit meiner schwachen Kraft" versuchen.

Jedenfalls darf das folgende Zergliedern der treibenden Kräfte nicht etwa als Vorwurf aufgefaßt werden. In unserem Staatswesen stehen alle diese Beamten unter dem Druck der Öffentlichkeit; die meisten gelten als Vertreter einer Partei und haben das Amt auch dieser zu verdanken. Die Parteien und die Allgemeinheit stellen ihre Forderungen leider nie aus grundsätzlichen Er-

wägungen heraus; so müssen die Ausübenden immer irgendwie die Belange der Vertretenen wahren. Daß solche Voraussetzungen zu einem einsichtslosen Verhalten gegen unabhängige Sachlichkeit führen müssen, ist gewiß begreiflich.

Da sehe ich einmal die Besserwisserei. Wenn wir keine Mühe gescheut haben, zu den Zuständigen zu gelangen, so werden wir dafür so belohnt, daß sie uns freundlich und geduldig die Sachlage erläutern; denn sie haben es mit einem Uneinsichtigen zu tun. Sie lassen sich aber auf keinen Fall belehren, nehmen auch keine Hinweise entgegen, besonders nicht dann, wenn der Vorsprechende Überlegungen angestellt hat, die, von ihrem Standpunkt aus betrachtet, ganz unwichtig sind oder die sie gar nicht haben machen müssen. Schließlich stellen sie mit Nachdruck fest, daß der Volkswille keinesfalls übergangen werden dürfe. Da muß schon ein Volksvertreter vorsprechen; das könnte nützen. Welcher kann aber mit sprachlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und Wähler gewinnen?

Boshafterweise stelle ich mir vor, der zuständige Chefbeamte könnte sich etwa so äußern: „Wenn man (immer „man"!) prinzipielle Reflexionen anstellt und die nationalpsychologische Situation in Betracht zieht, die Influenz der sozialen Struktur nicht bagatellisiert, den Habitus der City anvisiert und last not least die Mentalität des einfachen Mannes auf der Straße, die sich in explosiven Sympathie- und Antipathiebezeugungen gegenüber der Voisinage zu demonstrieren nicht scheut, so gibt das imposante Direktiven für unsere Praxis. Dazu muß der nicht unerhebliche Prozentsatz der französisch sprechenden Bevölkerung als Anteil an der Totaleinwohnerschaft Basels effektiv auch einkalkuliert werden. Deshalb kommt man unter Berücksichtigung der zitierten Gründe zu meinem außerordentlich großen Bedauern leider nicht umhin, *France* stehen zu lassen."

Hand in Hand mit der Besserwisserei geht die Überheblichkeit. Der Deutschschweizer ist von seiner Fremdsprachenkenntnis überzeugt, auch wenn sie nur aus ein paar französischen Brocken besteht. Aber ebenso überzeugt ist er, daß Anderssprachige nur ihre Landessprache verstehen. Also muß er auf die sprachlich ungebildeten Engländer „Rücksicht" nehmen und ihnen „City" anschreiben, und die im Deutsch ungeschulten Neuenburger mit „Neuchâtel" nach Hause weisen. (In der Stadt Bern läßt sich die Aufschrift „Neuenburg" nirgends finden.) Vor lauter Bewunderung für sein weltoffenes Wesen merkt er freilich nicht, daß im fremden Gast eine leise Verachtung aufsteigt gegenüber Leuten, die so leichtfertig mit ihrer Muttersprache umgehen. (Bekanntlich halten besonders die Welschschweizer nicht viel von unseren Deutschkenntnissen.)

Eine Folge der Überheblichkeit ist die Einbildung. Sie äußert sich derart, daß die weitaus meisten Schreibmaschinen, Druckereien, Lochkartenanlagen usw. ohne Ä Ö Ü auszukommen suchen. Angeblich handelt es sich hier um einen Buchstabensatz der Vermittlung (sie sagen das besonders von der Schreibmaschine); dieser trage bei zur Überbrückung des Grabens deutsch-welsch. Das hört sich sehr verheißungsvoll an, ist jedoch hier ein völlig untaugliches Mittel zur Verwirklichung dieser Bestrebungen, da die andere Seite, die Welschen, überhaupt nicht Kenntnis davon nimmt. Ihre Maschinen weisen keine Umlaute, auch nicht ä ö ü, auf. Wir haben uns somit lediglich ins eigene Fleisch geschnitten, da heute bei uns kein Mensch mehr, Fachleute inbegriffen, in der Lage ist, die von der Post, der Landeskarte usw. geschriebenen siebenzig Ortsnamen beginnend mit Ü (Uettligen), Ue (Uetigen) und Üe (Uetendorf) durchgehend fehlerlos auszusprechen. Alle Wegweiser und Ortstafeln entsprechen selbstverständlich der Schreibweise von Post und Landeskarte. So fahren wir recht oft durch eine Ortschaft, deren Namen wir beim besten Willen nicht richtig lesen können.

Schließlich ist noch von der Scheingenauigkeit zu sprechen. Die Maßgebenden müssen doch zeigen, daß sie weitgehend in die fremde Sprache eingedrungen sind, indem sie die Namen so gut wie möglich gemäß dem Schriftbild der fremden Sprache wiedergeben. So haben unsere Zeitungen verbissen immer vom Fascismus geschrieben, und der größte Teil der Deutschschweizer hat jahrzehntelang mit bewundernswertem Eifer Faszismus und Faszischt gesprochen. Und wie steht es mit „Athen" auf Karten schweizerischer Herkunft? Da drucken sie meistens zu „Athen" noch „Athinai", das griechische Wortbild möglichst genau übertragend. Was tut es, wenn kein Mensch weiß, wie das ausgesprochen wird! Hauptsache ist die Genauigkeit. Der fortschrittlich Gesinnte aber stürzt sich auf „Athinai" und überläßt den Zurückgebliebenen „Athen". In seinem Bekanntenkreis erregt er mit „Athinai" Staunen. Diese lassen sich zwar nicht lumpen; flugs reden sie auch von „Athinai". So mag sich der Ablauf vollzogen haben mit „Neuenstadt = La Neuveville (Nöwil)", allerdings mit der Erschwerung, daß die deutschen Namen längst nicht mehr hinzugesetzt werden.

Da sehen wir deutlich, wie sich solches Getue auf unsere schweizerischen Ortsnamen auswirkt. So haben sie nach und nach die deutschen Namen für französisch und italienisch lautende Ortsbezeichnungen gemordet. Es bleiben nur noch ganz wenige. Auch „Neuenburg" und „Genf" werden sterben, wie „Vivis" und zahllose andere gestorben sind.

Alle Fehlleistungen bei Ausführungsverordnungen betreffend Aufschriften (Uebeschi für Übeschi, Fribourg für Freiburg) gehen auf Mehrheitsbeschlüsse — hoffentlich nicht auf Einstimmigkeit — irgendwelcher Behörden zurück. Hätten diese ihr Gewissen gegenüber der Muttersprache nicht abgestumpft, empfänden sie in einem Satz wie „An Kunstwerken kann Milano Außerordentliches bieten" „Milano" als groben Verstoß gegen die Einheit der Sprache, so stünde es um vieles besser. Aber gerade hier hapert es besonders bei uns Deutschschweizern bedenklich.

W. Rüedi

gheie (zu Heft 4, Seite 128)

Ihr Artikel über „gheie" hat mich und andere Mundartfreunde nicht wenig in Erstaunen versetzt. Sie stützen sich offensichtlich auf den 2. Band des Idiotikons, Sp. 1100 ff., bes. 1107 f., obschon Ihnen zweifellos bekannt ist, daß die ersten Bände des Idiotikons in etymologischer Hinsicht unzuverlässig sind. Die Wörter *gheie, verheie, über/ubergheie, achegheie* usw. werden im Bernbiet und wahrscheinlich in gewissen Gegenden der Ostschweiz (vgl. Zürichdeutsches Wörterbuch von Weber/Bächtold, S. 85) ohne jede Zweideutigkeit gebraucht, da das Bewußtsein der von Ihnen erwähnten Geltung gar nicht vorhanden ist. Es dürfte schwerhalten, einen ursprünglichen Zusammenhang mit dem mhd. *hîen* herzustellen. Sie haben es zwar zustande gebracht und sind damit dem Zwang erlegen, der nun einmal Gedrucktes immer wieder auf uns ausübt — ich nehme mich hievon gar nicht aus. Übrigens halte ich mich in keiner Weise für unfehlbar, und wenn ich hier etwas heftig werde, so geschieht das aus einem tiefen Engagement (um dieses Modewort zu gebrauchen) der Mundart gegenüber heraus.

Tatsächlich handelt es sich bei *gheie* um einen alten germanischen Stamm, der in der Hochsprache noch in *hauen, Hieb, Heu* usw. weiterlebt (vgl. Duden Etymologie 1963, S. 252) und verwandt ist mit dem englischen *to hew* (aengl. *heawan* — The Concise Oxford Dictionary 1959, S. 563.). Lexer 1 erwähnt (Sp. 1209) *heie* ‚ramme', (Sp. 1210) *heier* ‚trusorium (brechstange)' mit den Formen *häuer, hoier,* welche wohl auf *houwen* zurückleiten. Auch Lexer erliegt im übrigen einem Irrtum, wenn er *geheien, verheien* einseitig mit *hîen,*

hîwen in Verbindung bringt. Aber er war eben kein Schweizer und konnte die mundartliche Bedeutung nicht kennen. Im Schwäbischen Wörterbuch von Hermann Fischer, 3. Bd., Tübingen 1908—1911, Sp. 1341, finden wir: *Heie* ‚Blei- und Eisenkatze zum Einrammen großer Pfähle', *heie(n)* ‚(mit der Heie) einrammen'. Auch das Grimmsche Wörterbuch 4, 2, 813 gibt *heien,* verb, ‚schlagen, stoßen', (neben *geheien, keien)* ‚schlagen, werfen'.
Die von Ihnen zitierte Grundbedeutung lebt offenbar in der Ostschweiz als Vulgärwort weiter und hat dort wegen des lautlichen Zusammenfalls (Hiatusdiphthongierung) mit dem von mir angeführten Stamm **hei/hai* zu einer Diskriminierung von *gheie* geführt, das in „besserer" Gesellschaft nun offenbar gemieden wird. Solche Tendenzen machen sich auch bei uns bemerkbar, wo in bestimmten Seminarien den Praktikanten das Wort als anstößig verwiesen wird, weil irgend jemand im Plüschzeitalter die erschreckende Herkunft herausgefunden zu haben glaubte.
Ihre Annahme der Bedeutungs-„Aufwertung" halte ich für unwahrscheinlich. Solche Fälle existieren, wie Sie besser als ich wissen, äußerst selten. Das Gegenteil hingegen ist eine bekannte Erscheinung.
Ich wäre froh, wenn Sie mit meinen Überlegungen einiggehen und eine entsprechende Berichtigung im nächsten „Sprachspiegel" bringen könnten.

Dr. Werner Marti

Die zuletzt ausgesprochene Hoffnung hat sich — bisher — nicht erfüllt: Die vorgetragene Etymologie überzeugt uns nicht. Aber wir stellen sie sehr gerne zur Diskussion. Wenn wir dabei dem Grundsatz untreu werden, unsern Lesern ausschließlich oder doch zuerst das Wort zu lassen, so wollen wir uns immerhin kurz fassen:

1. Gerade in meiner Zürcher Mundart (und darüber hinaus auf einem großen mittelschweizerdeutschen Gebiet) sind, im Gegensatz zum Berndeutschen, altes *ai/ei* und das aus *î* im Hiatus diphthongierte *éi* deutlich unterschieden: Es heißt *ghéie*, aber zum Beispiel *häi* (heim).

2. „Die von mir zitierte Grundbedeutung" lebt auch in der Ostschweiz nirgends mehr; das Schweizerdeutsche Wörterbuch gibt keine neuern Belege als aus dem 17. Jahrhundert. Vorhanden ist nur das Bewußtsein, *gheie* habe etwas „Grobes", Derbes, ja „Unanständiges" an sich. Daß dieses Empfinden von der ehemaligen geschlechtlichen Bedeutung herstamme, läßt sich kaum beweisen, doch halte ich es nach wie vor für wahrscheinlich.

3. Was Herr Dr. Marti *Bedeutungs-„Aufwertung"* nennt, ist durchaus nicht so selten. Ich erinnere an lateinisch *testa* ‚Scherbe', woraus ital. *testa,* franz. *tête* ‚Kopf', zunächst offensichtlich als derb-scherzhafter Ausdruck; an *hocken* ‚gebückt sitzen, kauern', schwzd. einfach ‚sitzen', zürichdeutsch (und weiterhin) noch als derber Ausdruck eingestuft (neben dem normalen *sitze*), im Bernbiet (auch im Aargau und wohl weiterhin; aber in allen Kreisen?) als das unverfängliche Normalwort. In der Volkssprache verdrängen immer wieder „farbigere", gefühlsbetonte Wörter die Normalwörter — und werden dann selbst zu Normalwörtern. Das ist eher ein Vorgang des Verblassens, Abbrauchens als der Aufwertung. Bekannt ist ja auch, daß um 1800 *bschisse* selbst in „bessern Kreisen" und bei Damen der gewöhnliche Ausdruck für ‚schmutzig' war, zum großen Entsetzen reisender Deutscher. *km*